

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 206 (1927)

**Artikel:** Aus dem Leben eines Taugenichts : eine sonnige Geschichte aus einer Kleinstadt

**Autor:** Kessler, Adolf

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-374772>

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

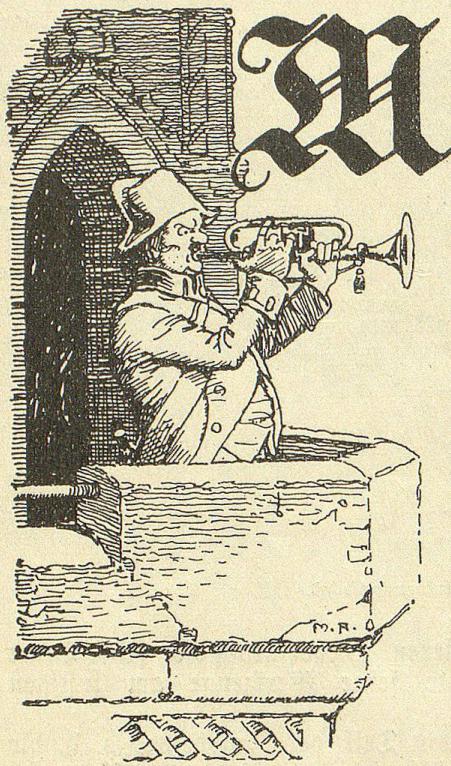
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Aus dem Leben eines Taugenichts.

Eine sonnige Geschichte aus einer Kleinstadt von Adolf Kehler.



ag ein Strom noch so mächtig und grüngolden dahinschießen, wenn er sich am Ende seiner Laufbahn in viele kleine Aeste und Zweigeteilt, so verrinnen die letzten seinen Äderchen spurlos in dem Sand der Niederdung. So erging es auch dem in früheren Jahrhunderten so angesehenen und einflußreichen Burgergeschlechte der Gurras in dem Städtchen Reblingen. Hatten sich die Vorfäder in Kriegs- und Friedenszeiten als Hauptleute, Venner, Rottmeister, Schultheißen und Ratsherren ausgezeichnet, so gingen ihre Nachkommlinge ohne besondere Auszeichnung in der Menge des allgemeinen Volkes auf, trieben, weil der frühere Glanz und Reichtum verschwunden war, ihr gelerntes Professiönen schlecht und recht und dienten dem Rate und der Stadt in untergeordneten, wenig einträglichen Anstellungen, um die sie nach damaligem Brauche bei jeder Amtserneuerung des Rates „anhalten“, das heißt fast flehentlich bitten mußten. Trotzdem zehrten sie noch immer von dem Ruhme der Ahnen und betonten, wenn ihnen bei einem Freitrunke der Wein etwas zu Kopfe gestiegen war und ihnen im Gespräch jemand zu nahe trat, ihre allerdings nicht genau nachweisbare adelige Abstammung. Um höchsten erhaben über die gewöhnlichen Burger fühlte sich aber unter allen Genossen des vielföpfigen Stammes derer von Gurras der Bettelvogt und Stadttrompeter Liborius. Er war nämlich Turmwächter. Von seiner Warte aus im vorspringenden Erker der St. Georgskirche gab er auf alles acht, was auf eine Meile in der Runde kroch und slog, blies jeden Morgen nach Vorschrift den kommenden Tag mit einem frommen Liede an, meldet jedes aufsteigende, verdächtige Räuchlein mit kräftigem Hornstoss und seilte den Znünwein, den ihm seine Ehefrau Justina am Fuße des trügigen Wachtturmes bereitstellte, mit gelassener Miene in die Höhe. Weil aber nach den Worten der Bibel niemand zwei Herren dienen kann, außer er vernachlässige den einen von ihnen, unser Liborius aber gezwungen war, zur Vermehrung

seiner schmalen Einkünfte, noch des Amtes als städtischer Bettelvogt zu warten und nebenbei der Frau Musika als erster Trompeter in der Gilde der Stadtmusikanten zu huldigen, welche unter dem Pfeiferkönig von Rappoltsweiler im Elsaß stand und ihm ehemals für jedes Mitglied jährlich ein Huhn und einen Sester Haber entrichten mußte, so hatte er als Stellvertreter auf dem Turme den Serpentbläser Urban Ruefer bestellt, welcher die Stunden der Wache regelmäßig verschließt und den Znünwein regelmäßig trank. Mit ihm war in jungen Jahren Liborius als fahrender Spielmann weit in eidgenössischen und deutschen Landen umhergekommen und hatte an seiner Seite manchen Pfeifertag bei „Unserer lieben Frau vom Dusenbach“ bei Rappoltsweiler mitgemacht. Deshalb hielt er ihm treue Freundschaft, ergatterte auch für ihn, den Fremdling, aber leidlichen Musikanten, ein kleines Aemtchen in der Vaterstadt Reblingen, was dieser durch große Unabhängigkeit erwiderte und sich jeden Abend nie von ihm entfernte, ehe der auf dem Tisch stehende, große Steinkrug Fraurotacher saft leer getrunken war. Er wohnte bei seinem Freunde in der ehemaligen „Reichskammer“, dem alten Turme an der Stadtmauer, wo der große gewölbte Raum der früheren Folterkammer zu Gefängniszellen für die inhaftierten Vaganten und Landstreicher umgebaut war und wo die Bettelvögte der Stadt schon mehr als seit einem Jahrhundert als Gefangenwärte in Stille und Bescheidenheit ihres Amtes walteten. Weil sein Kämmerchen und seine Leber auf der Sonnenseite lagen, hatte er im Ansange seines Hiersteins etwas über die Schnur gehauen, weshalb ihm der Rat bei Strafe der Ausweisung verbot, in der Stadt Wein zu trinken. Urban mußte sich aber auf einfache Art zu helfen. Er ließ sich Wein bringen wie vorher, trank ihn aber außerhalb der Stadt, indem er sich weit aus dem Fensterlein lehnte, das in die Ringmauer gebrochen war, womit er glaubte, das Gebot nicht gebrochen zu haben. Als der Schultheiß das erfuhr, lachte er und ließ des guten Witzes wegen die Sache auf sich beruhen. Im Rate, wo die Übertretung zur Sprache kam, fertigte er den Ratsherrn Riggenschwiler, einen Mann von etwas grämlicher Gemütsart, mit dem Verse aus dem 1694 erschienenen „Mückenetz“ ab:

„Groß ist der Musikanen Durst,  
Kein Wasser kann ihn stillen;  
Er ist verbunden mit der Wurst,  
Wenn sie nach Reichtumb zillen.  
Was mit der Gurgel gwunnen wird,  
Muß durch die Gurgel laufen;  
Kein Trant bei ihnen sauer wird,  
Weil sie es vor aussaufen.“ --

Damit war die Angelegenheit erledigt, und Urban konnte in der Stadt bleiben, wo er nach und nach, allerdings „der Not gehorrend, nicht dem eigenen Treibe“, nur noch selten auf gebogenen Wegen heimkehrte. —

Mit großer Liebe schloß sich ihm das einzige Kind und Knäblein des Turmwächters, Bettelvogtes und Gefangenwärtes, der zwölfjährige Liborius Gurras junior an, in der ganzen Stadt nur der Liborli genannt, ein geweckter

Junge mit hellen Augen und starken Gliedern. Unterrichtete ihn der Vater im Trompetenblasen, so fügte der Haussgenosse Urban noch die Unterweisung im Spiel der Geige, der Querpfeife, des Waldhorns, der Posaune und der Trommel hinzu, welche Instrumente der Bube rasch begriff und in deren Handhabung so rasch Fortschritte machte, daß man ihn allgemein als musikalisches Wunderkind anschaute. Leider hielten damit das Wachstum seiner Tugenden nicht gleichen Schritt, woran die verschiedenen Gespräche, welche der Vater und Urban über die Erlebnisse auf ihren Pfeifensafarten miteinander führten, die Hauptshuld trugen. So wurde er ein Tunichtgut, ein Taugenichts, allerdings immer noch mit einem gewissen sonnigen Anstrich, über den man lachte, wenn man von den verschiedenen Neckereien nicht selber betroffen wurde.

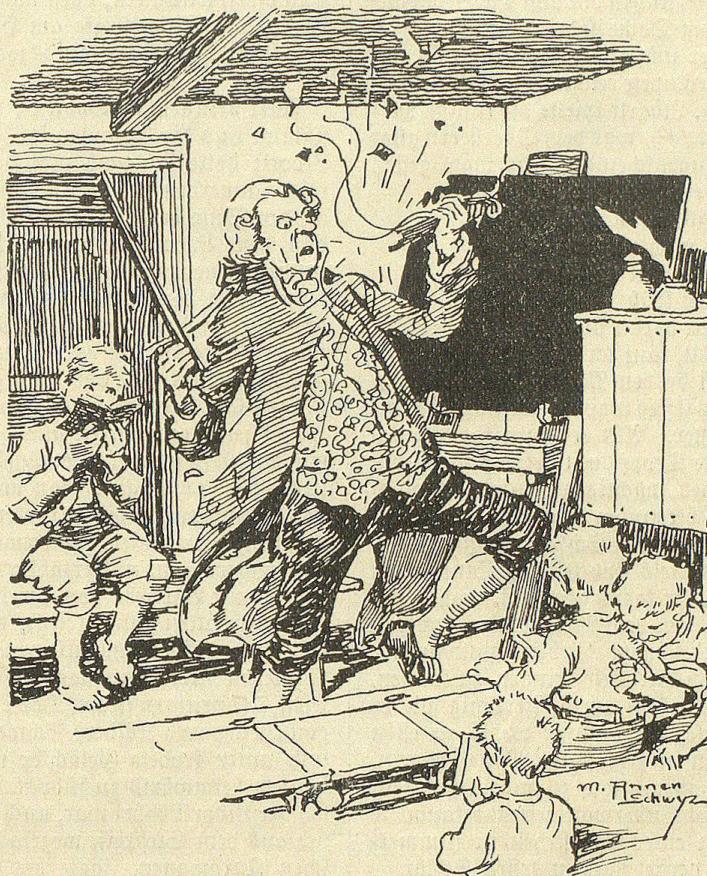
Als man das Bäumchen endlich biegen wollte, war es bereits zu spät. Der Wildling ließ sich nicht mehr gerade ziehen. Als Tambour zog er an der Spitze eines Trüppchens von Jungknaben trotz obrigkeitlichen Verbotes an die Kirchweih zu Wallenort, socht an der dort entstandenen Prügeleitapfer mit und schlug nach der siegreichen Heimkehr voller Kampflust und Säuseligkeit die Trommel auch noch durch die Gassen des Städtchens, so daß die Ratsherren erschrocken aus dem Schlaf auffuhren. Dafür mußte er vom eigenen Vater zwei Tage lang bei Wasser und Brot „gefüttert“ werden. Nach überstandener Strafe sollte er mit seinen siebzehn Jahren und dem aus allen Gliedern sich reckenden Uebermuth die Lateinschule noch fernerhin besuchen. Das widerstrebt seinem Freiheitsdrange.

Er praktizierte dem Chordirektor, der ein guter Lateiner, aber ein schlechter Geiger war und in die Schule kam, um mit den Knaben einen Hymnus zu Lernen des nächsten Woche in Reblingen zur Empfangnahme der Huldigung einziehenden Fürstabtes einzuhüben, einen Feuerwerkskörper, im Volksmund „Frosch“ genannt, durch eines der „F Löcher“ in die Violine, welche neben ihm auf dem Tische lag. Als der Chordirektor bei Erklärung des Liedertextes einschärzte, die Stelle „Vivat Abbas, princeps noster“ müsse unisono so kräftig gesungen werden, daß gleichsam die Mauern von Jericho neuerdings erzittern würden, wenn sie noch stünden, explodierte die Violine mit donnerähnlichem Knall und fuhr in hundert Splittern auseinander. Sie war allerdings keine italienische Meister-

geige gewesen, sollte aber doch 20 Gulden gekostet haben, für welche nun des Liboris Vater aufkommen mußte. Der Feuerwerker wartete nicht ab, bis die Sache dem Vater hinterbracht worden war, sondern machte sich schleunigst davon, und eilte hinaus in die weite Welt, einem ungewissen Schicksal entgegen. So waren nun Liborius und Urban auf einmal allein, und als er nach vielen Jahren wieder heimkehrte, ruhten sie längst auf dem Totenfelde zu St Peter, über das der vergoldete Hahn auf dem Kirchturm Wache hält.

\*

Der Liborli wandte sich zuerst dem Elsaß zu, um den Pfeiferkönig aufzusuchen, von dem der Vater und Urban immer so viel erzählten. Von Mühlhausen aus wies man ihn nach Colmar, von Colmar nach Straßburg. Dort entdeckte er ihn endlich in einem schmalen Seitenhäuschen in der Mansarde eines verfallenen, hochgiebeligen Hauses. Der Storch, der auf dem Dache nistete, schien als kinderbringender Vogel seine Gaben, um sich weite Flüge zu ersparen, gleich zum größten Teile in dieser Gasse abgestellt zu haben; denn es wimmelte vor den Häusern, in den Hausgängen und auf den Stiegentreppen geradezu von kleinen schmutzigen Knaben und Mädchen, welche sich jauchzend und kreischend um die Kupfermünze balgten, die er vor ihnen auf die Straße warf. Er hatte dieselben auf der Reise in Dörfern und Städten zusammengebettelt und glaubte nun, sich derselben entledigen zu können, weil bei dem Pfeiferkönige



für ihn ein neues Leben voller Glanz und Annehmlichkeit beginnen werde. Aber anstatt Pracht traf er Armut, und der Mann, der in dumpfer Stube, umgeben von sechs kleinen Kindern und einer bleichen, abgehärmten Frau beim Eintritte Liboris auf dem Fagott eine schmerzliche Melodie blies, hatte nichts Königliches an sich. Anstatt der Krone trug er auf dem schon angegrauten Haupte eine alte Däcklikappe, die magern Beinchen, um welche viel zu kurze aber dafür zu weite Hosentöpfe plampten, steckten in Holzschuhen, und anstatt eines Rubins auf goldenem Stirnreif leuchtete nur dessen rotes Näschen, als Blume des Weines aus dem bleichen, mit achttägigen Bartstoppeln bedekten Angesichte heraus.

Libori grüßte höflich, sagte seinen Spruch ohne Stottern her.

„Hast du Meß?“ war die erste Frage.

„Nein!“

„So bist du also ein gewöhnlicher Breger?“

„Nein, ich bin ein Klingfetzer.“

„Boß<sup>4)</sup> dich, wenn du kein Meß hast. Du trägst keinen Windfang<sup>5)</sup> und nur schlechte Staflinge<sup>6)</sup> und mußt froh sein, wenn du bei mir Gitzlin<sup>7)</sup> verdienst und dich im Winter am Tumkarthol<sup>8)</sup> wärmen kannst. Für Keris<sup>9)</sup> sorge ich, wenn du mit mir auf den Dörfern spiels. Welche Instrumente kannst du?“

Der Liborli, dessen entschlossenes Wesen schnell wiederkehrte, nannte die Trompete und das Waldhorn.

„Gut. Du kannst bei mir bleiben. Mein früherer Gehilfe war ein Schmalzachel<sup>10)</sup> und ist vor acht Tagen davongelaufen. Drobent unter dem Dache ist dein Rauschart<sup>11)</sup>.“

Die Frau und die Kinder umstanden ihn neugierig, als ihm der Pfeiferkönig eine Trompete reichte und ihn ersuchte, darauf ein Stück zu blasen. Liborli spielte die lustige Melodie des „Schmack'nbrätlins“<sup>12)</sup>, was dem Oberherrn aller fahrenden Schwiegler<sup>13)</sup> augenscheinlich sehr wohl gefiel, denn er sang dazu mit heiserem Bass:

„Schmackenbrätlein ist mein Nam,  
Schmarotzens ich mich nimmer scham.  
All' Kirchweih, Hochzeit und Bankett,  
Und wo man zechet früh und spät,  
Da kann ich allzeit voran ston,  
Wann man bezahlt, lauf ich davon.“

Lange hielt es der Liborli bei dem Manne, der ein Grosssprecher war, nicht aus. Das Essen war schlecht und Schmalzans alle Tage Küchenmeister. Als er dann sogar sehen mußte, wie der eingebildete Tropf, mit seinem Hochmut, als sei er der Eierleger des mächtigen Kaisers römisch-deutscher Nation, wann er betrunken nach Hause kam, die schwächliche, hohltwangige Frau mit Schlägen mißhandelte, entschloß er sich, leichten Beutels und leichten Sinnes den Wanderstab weiterzusezen. Er tat es aber erst, nachdem er so viel Geld erübrig hatte, um dem Meister die Trompete abzukaufen. Mit diesem, seinem Lieblingsinstrument, glaubte er, sich schon durch die Welt bringen zu können. Am Abend vor seiner Abreise kam der Pfeiferkönig wieder stark angehetert nach Hause, und als er nichts zu essen vorfand, wollte er die Frau in gewohnter Weise prügeln. Weil die Geister des Wines aber in ihm zu mächtig waren, ließ er sich von Liborli leicht überwältigen und taumelte hinter den Vorhang des in einer Ecke stehenden Himmelbettes, entkleidete sich und verfiel bald in festen Schlaf.

„So, Frau, nun ist's an Euch, ihm einmal gehörig den Meister zu weisen und ihm klar darzutun, daß Ihr Euch die üble Behandlung in Zukunft nicht mehr gefallen lassen wollt. Ich will Euch zeigen, wie Ihres jedesmal anstellen müßt, ohne Euch selber zu gefährden“, so sprach der Liborli und führte die Königin, welche nicht wußte, was die Worte bedeuten sollten, zu dem Lager des schlummernden, jetzt so friedlich daliengenden Ehegemahls und Unholds. Unbe merkbar und still schlug er von beiden Seiten das grobe, zwilchene Leintuch über ihm zusammen, nahm Nadel und Zwillen und nähte das Tuch von oben bis unten fest aneinander. Dann gab er der Frau den Besen in die Hand.

1) Geld oder Münze. 2) Bettler. 3) Musikan. 4) Schweig!  
5) Mantel. 6) Beinkleider. 7) Stücklein Brot. 8) Nachlosen.  
9) Wein. 10) Nebelredner. 11) Strohsatt. 12) Lied aus Thomas Murners Schelmenzunft. 13) Pfeifer.

Er selber holte den Haselstock aus der Ecke und sagte: „So, nun will ich dem König aller Fahrenden mit seinem eigenen Szepter den Ritterschlag erteilen.“ Damit pritschte er den Mann, der in Gestalt einer hilflosen Raupengruppe dalag, nach Leibeskräften tüchtig durch. Der Königin ging über die zukünftige Regiments handhabung auf einmal ein Licht auf. Sie stand mit dem Stumpfesem dem ersten Minister in der Palastrevolution kräftig bei, bis der gemäßregelte Hausthrann unter Schreien und Jammern ewigen Frieden und Besserung versprach. Erst dann erlöste sie ihn aus der mumienhaften Umnwicklung. Um andern Morgen, als der Liborli schon seit mehr als zwei Stunden weiter rheinabwärts zog, rieb sie ihm die schmerzenden Glieder mit Kampferpiritus ein, batte aber von nun an vor Schlägen Ruhe. Die Prügelstrafe am Hofe des oberelsäfischen und eidgenössischen Pfeiferkönigs war ein für alle mal abgeschafft. \*

Weit drinnen in Spanien wars, wo die Sonne heiß flammt und die Gemüter im Zorne heiß aufbrennen. Der Liborli hatte sich nach mancherlei Errfahrten in Frankreich anwerben lassen und kämpfte ennet den Pyrenäen an der Seite der Franzosen gegen die Engländer. Seine von den Vorfätern ererbte Mannhaftigkeit machte ihn beim Regimentskommandanten, sein Trompeterblasen und seine wilde Fröhlichkeit bei den Kameraden beliebt. Bei allen Beschwerden des langen Kriegszuges blieb er gesund wie der Distelfink auf den Tannenbäumen des heimatlichen Bürgerwaldes, der vom Morgengrauen bis zum Abendglühen sein lustiges Spitzbübengesänglein pfeift, und die spanischen Pomeranzen und Feigen schmeckten ihm so süß wie die fürstäbtischen Lederäpfel und Länglerbirnen. War das Essen rar, so ging man auf Requisition aus, was sich von Plünderung, die verboten war, nur durch die Benennung unterschied. Da machte der Trompeter Liborli immer gerne mit und erzählte den Kameraden, die mit ihm zogen, mit Vorliebe von ähnlichen Heldentaten der Reblinger im alten Zürichkriege, die am Sonntagnachmittag drunter im Schützenhause dem Schießen mit der Muskete obgelegen und dann nachher Knall und Fall ausgerückt seien, um drunter in den Dörfern des angrenzenden Thurgaus Kühe und Kälber, Schweine und Ziegen zu rauben, und unter frohem Gelächter und mit verbeulten Beckenhauben heimwärts zu führen. So trieb man es, überall wo der Liborli dabei war, auch in Spanien. Man ernährte sich aus dem Stegreif, wegelaugte und überfiel die spanischen Karawanen, jagte die Eskorte in die Flucht und führte die Lebensmittel triumphierend ins Biwak, wo dann namentlich die erbeuteten, großen Schläuche mit Wein stürmisch begrüßt wurden. Der süße Malaga ging dem Trompeter so gut ein wie daheim der Reblinger entchwundenen Andenkens, und der Kommandant behauptete mehr als einmal, der Mann aus eidgenössischen Landen sei so trinkfest, daß er ihm lieber einen Kübel voll Xeres geben wollte als genug. Auf den Märkten in der Stadt gings ebenso schnell und fröhlich her. Sobald die Bauern mit Brot, Wein, Zwiebeln, Melonen und rotem Pfeffer daselbst sich niedergelassen hatten, wurden sie von den französischen Soldaten, der Liborli voran, die alle auf einmal bedient sein wollten, jeder mit dem Gelde in der Hand und mit dem Geschrei: „Mir zuerst! Mir Brot! Mir dies! Mir das! Hier ist Geld!“ zuerst belagert und bedrängt, bestürmt, hin- und hergezerrt, endlich nebst ihren Waren

umgestoßen, dann unter die Füße getreten und zuletzt geplündert, so daß die armen Teufel nach manchem „Maldita sea la francia!“ zuletzt Gott dankten, daß sie mit dem Leben davon kamen. — Als der Libori von den Obern wieder einmal als Urheber eines solchen Tumultes, wodurch sich die Franzosen auch die Spanier zu Feinden machten, ermittelt werden konnte, wurde er zu zwanzig Stockstreichern verurteilt. Schon hatte ihm der Profoß die Hälfte davon aufgemessen, kam der ihm wohlgesinnte Oberst dazu und sagte lachend: „Schnallt ihn los, den Trompeter! Die andere Hälfte soll er erst morgen bekommen. Wenn er aber unterdessen einen guten Witz machen kann, un bon mot, das mich lustig dünkt, sei ihm die Strafe geschenkt.“

Lautlos schlich der Liborli an seinen Posten zurück.

Das Schlangenschmalz, mit dem sich jeder Söldner einrieb, ehe er auf die Exekutionsbank gelegt wurde und das als sicheres Mittel galt, sich gegen Schmerz unempfindlich zu machen, hatte nichts, rein nichts geholfen. Die Hiebe brannten ihn wie das höllische Feuer. Und morgens nochmals die nämliche Portion! Mitte in der Nacht ertönten vor dem Zelte des Kommandanten die gräßlichen Stöße eines Feuerhorns. Voll Entsetzen stürzte dieser heraus ins Dunkel und rief: „Um Gottes willen, wo brennts denn?“ Er fürchtete, das ganze Lager sei in Brand geraten. Nochmals setzte der Liborli das Horn an die Lippen, und wieder tönte es furchterlich und schaurig: „Tä ···· tä, tä, tä ···· h!“ — „Sacre dieu! Wo brennts denn?“ schrie der Oberst, der um sich blickte und doch nirgends einen Feuerschein entdecken konnte.

„Da brennts, Monsieur le commandant, wohin ich gestern nachmittag die zehn Stockstiche empfangen habe,“ rief der Liborli und machte eine entsprechende Handbewegung. Die ganze Abteilung, die sich um den Trompeter, diesen sindigen Teufel, wie ihn die Kameraden nannten, zusammengedrängt hatte, lachte aus vollem Halse, und mit den Soldaten lachten die Offiziere, im Hintergrunde der Profoß und nicht am wenigsten der Oberst. Damit war dem Liborli der Rest der Strafe erlassen und froh zog er acht Tage später ins Gefecht gegen die Engländer, die mit beispieloser Kühnheit und in großer Ordnung heranrückten. Wie eine rote Flamme über eine lange Häuserreihe züngelt, so scholl das Angriffssignal aus der Trompete Liborlis

durch die Reihen der Franzosen. Mutig stürmte er voran. Auf einmal fuhr es wie ein mächtiger Stoß oder Schlag gegen seine Rippen. „Sacre bleu!“ schrie er auf, tat einen Sprung in die Höhe und sank dann lautlos vornüber in ein Oleandergebüsch. Die Trompete hielt er krampfhaft umfaßt. Eine Kugel hatte ihn in die Seite getroffen. Als er wieder zu sich kam, lag er bleich und entkräftet in einem Saaledes Lazarettes neben acht andern Schwer verwundeten. Er hörte, wie der Arzt zu einem Wärter sagte: „Er wirds nicht mehr lange machen, der Schweizer da. Wenn er wieder zu sich kommt, so gebt ihm was er verlangt, daß er ruhig sterben kann.“

Der Liborli wußte nun, wie es mit ihm stand, flammerte sich aber trotzdem fest an das Leben, das ihm noch niemals so schön erschienen war wie gerade jetzt. Als sich der Arzt entfernt hatte, winkte er dem Wärter.

„Was für einen Wunsch hast du, Kamerad?“ fragte dieser. „Willst du Magagwein, Datteln, frische Feigen?“

„Nichts von dem. Gib mir meine Trompete, daß ich noch einmal nach Herzluft blasen kann, wie daheim im lieben Tannenwalde ob der Thur, wo es weithin widerhallte.“

„Das ist zu anstrengend für dich. Du bist zu schwach. Du wirst daran sterben.“

„Tut nichts, gib mir die Trompete!“ bat er in flehentlichem Tone.

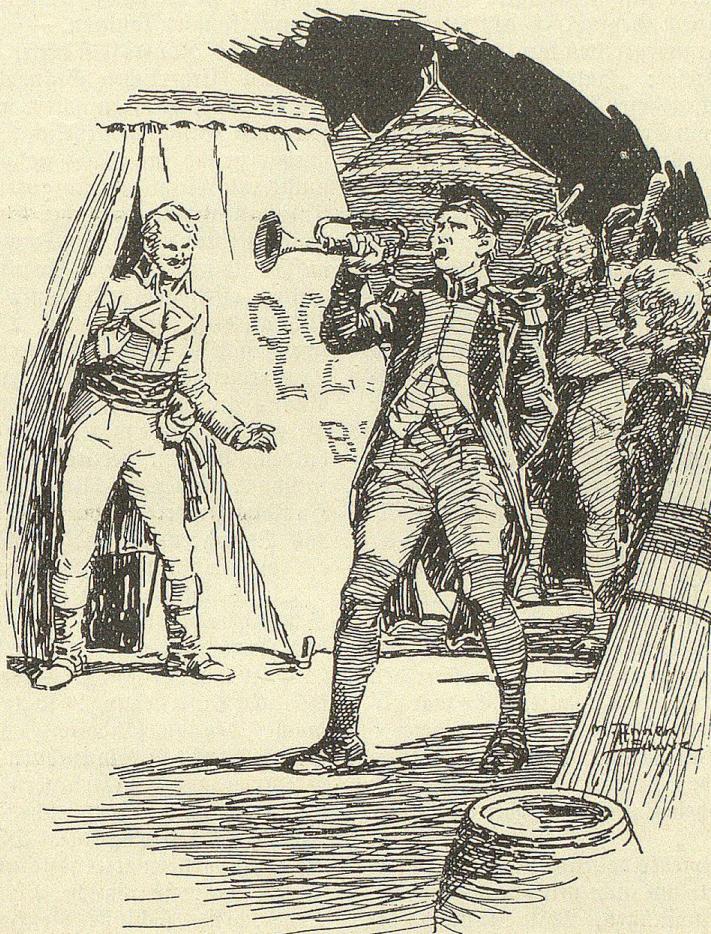
Man entsprach seinem Wunsche. Sein Auge flammt auf, als er das geliebte Instrument sah. Er dachte an den Vater und an den Urban, setzte dann an und schmetterte die Weise des alten Reblingermarsches, der schon

1444 die „krautigen Böcke“ auf ihren Kriegszügen zu mutigem Vordringen angefeuert hatte, hinein in den Saal, so daß die andern Verwundeten erschraken und glaubten, die Posaune des jüngsten Gerichtes zu hören. Dann sank er zurück in die Kissen.

Am folgenden Morgen kam der Arzt. „Habt Ihr den Wunsch des Schweizers erfüllt?“ Man erzählte ihm, was vorgegangen sei. „Und dann ist er gestorben, nicht wahr? Er hat sich selber die Himmelfahrtsmusik gemacht!“

„Nein, er lebt; aber die andern acht, welche neben ihm lagen, sind alle tot. Das schreckliche Blasen hat ihnen allen den Odem genommen,“ bekam der Arzt zur Antwort.

Nach wenigen Wochen hatte sich der Liborli dank seiner



Eisennatur so weit erholt, daß er wieder mitmarschieren konnte und überall dabei war, wo Inglaterra geschlagen wurde. „Viva, Viva franceses! Viva la francia! Viva Espanha!“ scholl es ihm überall im Dörfern und Städten entgegen. Weil aber die Spanier trotz ihres begeisterten Hochrufes die Lebensmittel verbargen, mußte man öfters darben und sah sich gezwungen, wieder zum Fouragieren auszurücken. Eines Tages sonderte sich der Liborli von der hiezu beorderten Mannschaft ab und fouragierte auf eigene Faust. Er erbeutete außerhalb des Dorfes einen Bienenkorb, verstopfte das Flugloch mit seinem Nasstuch, schlug dann seine Wolldecke über den schweren Becher und lud ihn auf die Schultern. Eben als er damit durch eine Hecke schlüpfen wollte, jagte er just in besagter Offnung feuchend und schwitzend einem General in den Weg, der nebst Suite vom Dorfe heruntergeritten kam. Zornig, mit donnernder Stimme rief dieser: „Halt! Was hast du da geraubt? Profoft Marschall, nehmen sie den Kerl hier gleich in Arrest und statuieren sie ein Exempel; denn alles Rauben und Plündern ist bei Lebensstrafe untersagt.“

„Von Schneckenbart und heißen Speck! Jetzt ist die Sache schlimm und du siehst die Schweizerberge und den Nebenhügel und den Turm der St. Georgskirche in der Heimat niemals wieder,“ dachte der Liborli und blickte den General, der ihn nicht kannte, einen Augenblick erstarrt und erschrocken an. Dann ermannte er sich aber schnell, warf den Bienenkorb mit Gewalt auf die Erde, riss die Wolldecke weg und und ergriff schleunig die Flucht. Die über die grobe Behandlung wütenden Bienen stürzten heraus und fielen über die Generalität nebst dem Profoft-Marschall und alle die begleitenden, höhern Offiziere her, so daß auch sie über Hals und Kopf das Weite suchen mußten. Der Liborli entkam glücklich und desertierte aus dem französischen Heere. Schlau wußte er sich allen Nachsuchungen zu entziehen; denn er hatte sich schon in der ersten Nacht die Kleidung eines spanischen Bauers verschaffen können. Als die Späher am andern Morgen seine Uniform und die Trompete am Ufer des zur Zeit hochgehenden Tajo fanden, nahm man an, er sei ertrunken. Das ganze Heer aber lachte über den Streich, den er dem General gespielt hatte. „Er war ein guter Kerl! Gott habe in selig, den lustigen Trompeter!“ sagte der Oberst des Regiments und zürnte den ausgesandten Posten gar nicht, daß sie nicht auch noch jenseits des Tajo nach dem Entflohenen gefahndet hatten. —

\* \* \*

Liborius Gurras war wieder daheim in seiner Vaterstadt Reblingen. Man hatte ihn nicht mit offenen Armen, sondern mit Misstrauen empfangen. Man kannte ja die Söldner und deren unsolide Lebensgewohnheiten. Als man aber in den ersten Wochen schon sah, daß er sich überraschend gut hielt und in der Fremde, wie man sich ausdrückte, die Hörnlein, mit denen er früher gegen alle Mauern und Mäuerchen der vom Rate erlassenen Sittenmandate und Verordnungen mutwillig angerannt war, gehörig abgestoßen hatte, zögerte man nicht, ihm das inzwischen schon zweimal freigewordene Amt eines Stadt-trompeters auf Wohlverhalten hin zu übertragen. Und er verhielt sich wirklich wohl und bewies, daß man von einem jungen Menschen, der zuweilen über die Stränge schlägt, nichtogleich orakeln soll, Hopfen und Malz seien an ihm verloren. Gut Ding will oftmals Weile haben, und die Apfelsorten, welche spät reifen, sind nicht die schlechtesten,

sondern die haltbarsten. Der Musikunterricht, den er um billiges Geld erteilte, war gut, und wenn man einen fröhlichen Gesellschafter haben wollte, der nebenbei viel zu erzählen wußte, so durfte man nur den Liborli einladen. Bei den Ratssherren und deren Frauen, die gerne etwas Gutes äßen, galt er viel, denn er führte in Reblingen den Blumenkohl ein, wozu er den Samen aus Frankreich mitgebracht hatte. Er bepflanzte sein halbes Bürgeräckerlein mit dem neuen Gemüse und gab von den großen, rahmgelben Köpfen die Muster unentgeltlich an die gnädigen Herren und Magnaten der Stadt ab. Diese fanden mit ihren feinen Zünklein die geräucherten Schweinsrippchen mit dieser Zugabe noch einmal so gut wie früher, namentlich wenn sie die Mahlzeit mit einem Schluck Bursfeldein hinunterspülten. —

Als nach Jahresfrist unser Stadttrumpeter ein Jungfräulein bürgerlichen Standes, zwar arm an zeitlichen Gütern, aber reich an goldenen Sommersprossen auf dem zierlichen Gesichtchen ehelebte und sogar die Schwiegermutter zu sich ins Haus nahm, galt der frühere Lauge-nichts mit Recht als ein guter Burger, lohaler, äbtischer Untertan und vortrefflicher Chemann. Daß er unter dem Pantoffel stand und die Schwiegermutter mehr fürchten mußte als seiner Zeit in Spanien den Regimentskommandanten, offenbarte er keinem Menschen und so kam es auch nicht an die Öffentlichkeit. Wenn sie mit lauten Worten schalt, gab er keine Widerrede, sondern riß schnell die Läufterchen der Stubenfenster zurück, damit der Värm hinaus auf die Straße dringe. Das konnten aber des Geredes der Leute wegen Frau und Schwiegermutter nicht dulden, sondern beeilten sich, die Buzenscheiben ebenso schnell wieder zu schließen, worauf sich der Sturm legte. Hub das Unwetter aber nochmals an, so wiederholte er das Verfahren, bis endlich Meeresstille eine Fortsetzung der sonst so glücklichen Fahrt durch das Leben gestattete. —

Die Wehmuth zerriß dem Libori das Herz nicht, als die Schwiegermutter eines Tages nach kurzem Unwohlsein das Auge, das ihn mit scharfem Blicke so lange regiert hatte, zum Tode schloß. „Gebe ihr der Herrgott eine recht fröhliche Auferstehung!“ sagte er zu dem Nachbar Kammacher, der ihm kondolierte, aber während seines Trostspruches auf den Stockzähnen lächelte und nur ins Haus gekommen war, um zu lauern, ob der Stadttrumpeter den Anstand wahre und etwelche Trauer und geziemende Be-trübniß an den Tag lege. Die Auferstehung kam früher als der Libori erwartet hatte und wurde für die Schwiegermutter eine recht fröhliche. Als er in ihrem großblumten Troze, dessen Schlüssel die Hingeschiedene immer bei sich getragen hatte, als Erbe Nachschau hielt, entdeckte er ein Kapitalbrielein im Betrage v.a sed. Shundert Gulden, dessen Vorhandensein er wohl immer geahnt, das sie ihm aber stets verschwiegen hatte, das er nun aber endlich sein eigen nennen konnte. Er prepte es anstatt der Schwiegermutter da und ans Herz und ließ zur Belämpfung der in seiner Brust wogenden Gefühle eine Maß Reblinger holen. Dieser Sorgenbrecher richtete in wieder dermaßen auf und strich die Trauerfalten seines Antlitzes so glatt, daß er zur Trompete griff und den Marsch zu blasen begann, unter dessen Klängen man bei Taravella in Spanien die im Kampfe gefallenen Krieger ins Grab gesenkt hatte. „Sie hats verdient, sie hats redlich verdient, daß man ihr diese Ehre erweist. Focht sie auch niemals unter dem Vilien-

banner der Bourbonen, so trug sie doch wie ein alter Landsknecht Courage im Leib", beschwichtigte er seine Frau, die ihn mit scharfen Worten das Unschickliche und in hiesiger Gegend Ungewohnte seiner Trauermusik verwies. „Sacre milles tonnères!" schrie er, „laß mich, sie hats verdient!"

Welch Wunder geschah nun! Lob und Musik waren so bestimmt und kräftig, daß die Schwiegermutter wieder erwachte und auf einmal verwundert die Augen auffschlug.

Sie war nur scheintot gewesen und lebte nachher noch fünfzehn Jahre und sieben Monate gesund und fröhlich und erlebte die Freude, den Libori, ihren Schwiegersohn, den man in seiner Jugend einen Taugenichts gescholten, zum Schützenmeister erwählt zu sehen, welcher der Stadt Reblingen zur Ehre gereichte und in allen seinen Stellungen und Aemtern blieb, bis der Einzug der Franzosen am 2 Mai 1798 dem alten Regiment ein Ende mache. —

## Wie-n-i emol ha wele de „Starch Frehner“ noemache.

Von Julius Ammann.

De starch Frehner ischt en Nationalturner gsee. Nemins wohl in acht. Das gilt zeh mol meh as Nationalrot. Emel zor sebe Bit, wo meer in Buebchose ommegumpet send, ischt de starch Frehner grad nebem Ueli Rotach gstande. Wo jedem Fescht hed er en Vorbeer häabrocht. Nüd daß er extere Müüs ka hei; im Gegetääl. Er ischt ehnder mager gser, aber zääch wie en Dofloot, ond wenn er si gestellt hed bim Hoselopf ischs em vorchoo, de Ma sei vo Jse ond Droht. Ringe, Schwinge und Stää stösse! Da ischt ehm ggange för Zünni ond z'Nacht; aber au's Dreeschloo hed er verstande.

I wääß es no gär wohl, wie's gsee ischt am sebe Johrmart, wo n'er met em hölzige Schlegel of der isig Chraftmesser here ghauet hed. Bi jedem Chlock isch's Fälleli wie ne-n-Aechörnli a de lange Latte i d'Höchi bis zöberscht as Glöggli giocct, ond wit obere Platz hets glüütet ond verzellt, wer de Sterchschft sei im Land. Einmal! Bravo! Zweimal! Heikules! hets ghääze, ond meer Buebe send om de Herkules omme gstande met offne Müller, hend glueget ond gtuinet ond jede hed bin em selber tenkt: Wenig gad au scho eso starch wär. Zor sebe Bit hend d'Lüüt halt no wele ehrni Chraft zääge, 's Fulenze ond 's Ommehoche ischt doozmol no nüd prämiert worde.

„Gell, du brächtischt das Fälleli nüd emol en halbe Schueh i d'Höchi“ macht's Fällers Fölk zo meer ond fangt mi a unzige. „Moscht nüd määne, i sei e so en nüzhige Kärlie wie du“ hanem zor Antwort ggee. Ond demet isch's 's Chögle ond 's Plagiere aaggange, wie's ebe Mode gsee ischt zwüscht der Onder- ond Oberschüler. Wer send emel wacker hender enand cho ond i wääß gad no, damni verschwore ha, i sei au im Stand das zmachid, was de „starch Frehner“ here bringi. Jetz wärs jo de fryli am beschte gsee, meer hettid üüs beidsamman Chraftmesser anegwoget. Über 's'Fohrmartgeldtli ischt scho verbozt gsee ond so hemmer de Strit om öseri Chraft amen andere Objekt möse-n-usfechte.

„Fechteroo, e so en Blööterli wie du en bischt, hönnnt nüd emol die seb Spani usmache“, säad de Fölk, wommer

vors Vaters Wyheller cho send. „Wa määnscht.“ Ond scho bini henre a de Mechanik ghanget, ha gwörigt und gschwätz, was gescht, was hecht. Berscht ischs mer gsee, tie Spani sei völli iggrochtet. Wenig eleee gsee wär, hettis blybe loo. Aber de Fölk ischt bimer zone gstande, hed giftlet ond so en ääges, gspäffis Füürli ka in Auge, daß i om alls nüd hett wele abgee. Zmol hets gixt i dere Mechanik, ond gad ring isch sie ufgange. Scho hani welle en Fücher abloo; aber d'Freud ischt mer eesmols im Hals stecke blebe. De Fölk hed si trockt, ond's Wyfueder met de Suuferfaß hed Lebe-n-übercho. Wie en wüetige-n-Elefant isch es die gäch Stroß ab, i ein Saß övers Müürli is Muetters St. Johannisbeierstuude ond scho hets kroset ond krachet os Nochbergs Schendlescherm, wie wenn 's ganz Hüüsli samt de Wertschaft ond de Schrinerbudik i d'Löft gsloge wär. J — uf ond devo. 's wär mer eeding gsee, wenns die ganz Welt pozt hett. J wär aseweg em ringschte os de Sack hoo.

Wat noe hani de Värme ghört ond d' Usfregig, wos ggee hed. Os allne Hüüser sends zspringid cho, hend gstailliert ond gschumpfe über die Suuibuebewar, hend de Schade onderschreit, d'Hend vermorse ond gjoommeret. D' Nochbüri gär hed tue wie nüd gschyd; 's ischt de fryli au z'begryfid gsee. En unis Loch im Schendlescherm ond do döre hed 's Wyfueder die lang Diechsle pätzch in Gang ine gestreckt wie-nen Elefant sin Rüssel, wenn er d'Lüüt abettlet. Au die beide Suuferfaß send mordsdomm of em Wage ghockt wie zwee Hüüsichig. 's ischt för de Vater ond för mi gad e wohrs Gefell gsee, daß d'Rääfe a de Fäzz ond a de Wage-reder ghäbet hend. Söss hets denn e tüüri Schmier ggee. Jetz ha de fryli au dereweg mini Prozent baar unzahlt übercho. Ond au mis Buebegmüet hed en erbere Potsch verwütscht. Jetz hanis gwezt, daß de Fölk en falsche Londer ischt. Os das Wetter abe ischt min Verstand gad en erbere Brocke gwachse. Jetz hammers hender d'Otre gschrebe, daß me nie meh föll verspreche, as me hön halste, ond daß mer fini Chraft nüd amene gspanete Wyfueder föll unsprobiere.

### Liebs Stärndl . . .

Liebs Stärndl hönnst mer säge  
Wie's det im Himmel isch!  
Ob Stühli sind vo Silber  
Und guldig glänzt de Tisch?  
  
Ob d'Aengelt det obe  
Es Wolkebettli hend,  
Ob s'nte zum schläckte Fällli  
Und Zuckerstängel wänd?

Martha Pfeiffer-Surber.

Tüend d'Aengelt ächt folge  
's ganz Bit dem Iebe Gott?  
Sind's würkli brav und artig  
Und seit nie eis „i wott“? —

— Jetz tuest mer fräuntli klinke  
Han 's errate gha?  
Isch's ale — weit i lieber  
Nüd i de Himmel ga! —